

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 178. Bromberg, den 22. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Sie haben recht, Sennorita; einen Glauben, der beglückt, darf man sich nie nehmen lassen und wenn hundert Kunsthistoriker dagegen reden," stimmte er bei.

Während sie auf das Dörfchen zuschritten, überlegte Klaus:

Es hat keinen Sinn, wenn ich stundenlang in pennälerhafter Sentimentalität mache. Ich habe doch ein Ziel. Also vorwärts. So eine Gelegenheit kommt nie wieder. Es gilt Peter. Man muß nicht bloß lyrisch sein können ...

Er nahm einen Anlauf. Sie wandelten eben im Schatten einer Kastanienallee und plauderten Belangloses. Er stieß seine Frage unvermittelt in eine Pause ihres Gespräches:

„Was für ein originelles Ding Sie da haben, Sennorita! Ein Teufelskopf aus einem roten Stein geschnitten. Der Schmuck ist wohl sehr alt? Ein Familienerbstück?" Es sollte harmlos klingen.

„Nein, ein Geschenk," entgegnete die Tänzerin knapp und knöpfte sich zu. Dann leitete sie auf ein anderes Thema über.

Ah, sie biegt aus! — dachte Sander und war plötzlich wieder mit Argwohn geladen. Damit war ihm nicht gedient. Er brauchte unbedingt Klarheit, ob seine Begleiterin mit Peters Verschwinden zusammenhinge oder nicht. Möglicherweise jagte er hier einem Phantom nach, vertrödelte kostbare Zeit, während sich die Spur in Genua immer mehr verwischte. Er beschloß einen brüsken Coup zu tun und aus ihrem Verhalten seine Schlüsse zu ziehen. Ein bißchen Menschenkenner war man doch auch. Gegen diese allzu rasche Lösung sprach allerdings ein gewichtiges Bedenken: die Lantadilla würde — falls sie mitschuldig war — vor der Zeit gewarnt werden. Aber dieser Mißstand mußte mit in Kauf genommen werden.

Klaus überhörte den neuen Gesprächsstoff geflissentlich und fuhr weiter:

„Dieser Anhänger löst eine Erinnerung in mir aus. Kennen Sie vielleicht zufällig einen Herrn, der dasselbe Dessin in Form von Manschettenknöpfen trägt?" Dabei beobachtete er das Mädchen scharf von der Seite.

Die Lantadilla zuckte eine Sekunde lang zusammen, und eine Falte grub sich in ihre Stirn. Man konnte meinen, sie wolle nachdenken. Man konnte aber auch der Ansicht sein, die Frage habe einen wunden Punkt berührt. Klaus beschloß, mehr zu wagen und wurde deutlicher:

„Einen Herrn etwa, der sich mit wissenschaftlichen Entdeckungen befaßt und kürzlich in Genua war?" Seine Blicke hakten sich in das nahe Gesicht und ließen es nicht los.

Über das Antlitz der Tänzerin huschte ein momentanes Erschrecken, ein Reflex nur, aber er genügte. „Hab' ich dich!" — triumphierte Sander und empfand, daß er auf der rechten Fährte war. Er war nur mehr Jäger und zertrat alles andere in sich.

Die Lantadilla hatte sich sofort wieder in der Gewalt. Sie zwang ein erstauntes Lächeln auf ihre Züge und fragte:

„Was sind das für komische Fragen, Sennor Pereira? Nein, ich kenne niemand, der derartige Manschettenknöpfe trägt. Ich kenne auch keinen Herrn, der in Genua war."

Sie richtete ihre großen, dunklen Augen auf Klaus, dem es war, als glitte stiller Hohn über ihre Mienen.

„Sie lügt, natürlich lügt sie," empörte sich Sander im geheimen und erwiderte mit gemachter Gleichgültigkeit:

„So, so. Ich vermute nur, weil ich vor wenigen Tagen solche Manschettenknöpfe bei einem Herrn dort sah. Kann auch sein, daß es sich nur um eine entfernte Ähnlichkeit handelte. Jene Knöpfe hatten übrigens auf der Innenseite eine Gravierung. Ein fremdländisches Wort und drei Zahlenpaare waren in die Fassung geritzt. Wie ich vorhin Ihren Anhänger sah, kam mir der Gedanke, es könne sich um ein und dieselbe Garnitur handeln."

Die Tänzerin erwiderte spöttisch:

„Sie irren, Sennor Pereira, mein Anhänger hat nie zu einer Garnitur gehört. Auch besitzt er vor allem keinerlei Gravierung." Gleichzeitig steckte sie den Schmuck in den Ausschnitt ihres Kleides, so daß nur mehr das dünne Platinkettchen sichtbar war.

„Dann irre ich mich eben. Es soll sich übrigens schon mal einer geirrt haben," scherzte Klaus. Innerlich war er wütend. Herrgott, konnte das Frauenzimmer lügen! Keine Gravierung, wo er doch das Ding selber mit der Lupe untersucht hatte! Er überlegte blitzschnell. Soll ich ihr den famosen Anhänger unter die Nase halten? Soll man ihr mit der Polizei drohen? Soll man abwarten? Das letztere war wohl das Richtigste. Er überbrückte die aufgerissene Pause mit einer Redensart:

„Da haben Sie den Advokaten, Sennorita. Wir müssen immer etwas zu kombinieren haben, auch wenn es hinterher eine Niete ist."

„Hoffentlich haben Sie nicht oft solche Nieten," sagte die Lantadilla und ihre Stimme triefte vor Hohn. Zugleich ging sie, ohne Rücksicht auf ihren bisherigen Begleiter zu nehmen, auf eine Gruppe von Spaziergängern zu, die eben um die Ecke bogen und sich als Mitpensionäre der Villa Diana herausstellten.

„Sie kneift. Es wird ihr ungemütlich," konstatierte Sander seelenruhig. Er schritt an der Gruppe vorüber, machte eine sehr korrekte Verbeugung und ging den Weg nach Castagnola zurück. Die Tänzerin hatte ihm bei dieser Gelegenheit einen so feindseligen Blick zugeworfen, daß er ihn eine gute Weile im Nacken zu verspüren meinte.

Er grübelte:

Ich bin vielleicht ein bißchen zu sehr mit der Türe ins Haus gefallen. Das ist jetzt nicht mehr zu ändern. Sicher ist, daß das Weib mich zweimal ganz infam belogen hat. Mit dem Herrn in Genua und der Gravierung. Wenn es ein gutes Gewissen hätte, brauchte es nicht so zu lügen. Diese Frau kennt todsicher den Besitzer der Manschettenknöpfe und damit den vermutlichen Entführer Peters.

Er nahm sich vor, von nun an die Tänzerin nicht mehr aus den Augen zu lassen. Allerdings würde sich für die Zukunft eine andere Verkleidung dringend notwendig erweisen. Der Mexikaner war chancenlos geworden. Die Spanierin war in bezug auf diesen neugierigen Sennor Diego Pereira sicher mit Mißtrauen bis zum Hals gefüllt.

Beim Abendessen fehlte die Lantadilla. Es hieß, sie sei unpäßlich und nehme die Mahlzeit auf ihrem Zimmer. Klaus beschloß, sich zu überzeugen und ging durch den Korridor der ersten Etage. Er vernahm ganz deutlich die Stimme der Gesuchten, welche dem Zimmermädchen irgendeinen Auftrag gab. Da beruhigte er sich und begab sich nach oben.

Am nächsten Morgen erschien er sehr bald zum Frühstück, um die Lantadilla nicht zu verpassen. Es reizte ihn,

ihr Gesicht zu sehen. Sie würde vermutlich inzwischen ihre Fassung wieder zurückgewonnen haben.

Um ½9 Uhr war noch immer keine Lantadilla da. Er wurde unruhig und interviewte Madame Bois. Die tat erstaunt:

„Wie, Sie wissen noch gar nicht, daß Demoiselle in aller Frühe abgereist ist?"

Klaus machte ein blödsinniges Gesicht. Wie ein Hund, dem man einen Knochen wegnimmt. Er rappelte sich zusammen und fragte:

„Wohin denn?"

„Keine Ahnung. Die Koffer mußten an den Züricher Expreß gebracht werden."

„So." Also düpiert hatte sie ihn. Jedenfalls ein neuer Beweis von ihrer Mitschuld. Nun gab es keinen Zweifel mehr!

Die Pensionsinhaberin lächelte infam und rauschte zu einem anderen Tische.

Klaus verzog spöttisch den Mund: Sie irren, verehrte Lantadilla, wenn Sie glauben, mich abgeschüttelt zu haben. Sie vergessen das Telegramm! Au revoir am 30. in Hamburg auf dem „Albert Ballin"! — — —

Später ging er auf die Präfektur, wo er eine Unterredung mit Herrn Vittore Buzzi hatte. Dann suchte er Gussy auf und gab ihr den Rat, nach München zu fahren und dort in ihrem Heim alles Weitere abzuwarten. Er würde ihr bestimmt regelmäßig Bericht erstatten. Überdies habe er ja jetzt die richtige Fährte, die nach Amerika weise. Nach manchem Hin und Wider erklärte sich seine Schwägerin mit seinem Vorschlag einverstanden.

Noch am selben Tag reiste Frau Professor Sander ab.

Kapitel 6.

Der „Satan II" sinkt.

Die Jolle mit den drei Männern hatte sich etwa eine halbe Seemeile vom Lande entfernt, als der Japaner in ein Signalpfeifchen blies, das er aus der Tasche zog. Daraufhin sprang in der Ferne ein kleines, rotes Licht in die Höhe, das aus dem Nichts zu kommen und wie ein Irrlicht auf den Wellen zu tanzen schien. Mr. Devil, der am Steuer saß, hielt auf das Licht zu. Der Mann, den er Ishi nannte, bediente die Riemen.

Peter Sander saß in sich gekauert zwischen den beiden. Er verschwendete sein Nachdenken vergeblich an die Aufklärung der seltsamen Erscheinung. Mit jedem Ruderschlag wuchs die starre, rote Flamme; nur das Hüpfen und Schlittern auf den Wellen blieb. Als man näher kam, erkannte der Professor eine elektrische Birne mit blutroten Glaswänden, die, an einer Stange befestigt, aus einer schwarzen, zylindrischen Kuppel steil emporragte. Die Jolle prallte an einen harten Körper, eine Stahlleine fiel ins Boot. Der Yankee bückte sich und zurrte sie am Heck fest. Es war sehr dunkel.

Ein U-Boot! staunte der Professor ängstlich. Wie kommt dieser Mr. Devil zu einem U-Boot?

Nun lagen sie längsseit des stählernen Kolosses und der Japaner rief:

„Schnell, schnell. Das verdammte Wachtboot hat Verdacht geschöpft und hält Kurs auf uns." Tatsächlich schob sich der riesige Lichtkegel eines Scheinwerfers näher und tastete bedenklich nahe herum.

Sander fühlte sich von groben Händen ergriffen und durch ein enges Loch in den Bauch des Unterseebootes gezogen. Der Amerikaner stieg nach und trat Peter bei der mangelhaften Beleuchtung auf die Hände. Als letzter folgte Ishi, nachdem er Befehle zur Einholung der Jolle erteilt hatte. Man hörte das Zufallen eines eisernen Deckels und ein Geräusch, als würden Schrauben angezogen. Peter sah sich in einem hellen Raum voller geschäftiger Menschen. Aus der Öffnung eines Sprachrohrs kam des Japaners dumpfe Stimme:

„Are you ready?"

„Yes, Sir!" heulte ein Mann zurück.

„Go on!"

Peter bemerkte, daß ein blauer Kittel an blitzenden Hebeln werkte. Gleißende Maschinenleiber liefen an. Ein Stampfen schütterte durch den Raum. Brausend füllten sich die Tauchtanks mit Bächen einströmenden Wassers. Ventile fauchten. Das U-Boot begann zu sinken . . . zentimeter-, zollweise. Man war wie in einem Lift. Man konnte glauben, es würde einem der Boden unter den Füßen weggezogen . . .

„Wieviel?" johlte der Japs aus dem Sprachrohr.

„19 Meter!"

„Genügt. Mit ganzer Kraft voraus!"

Der „Satan II." bohrte sich einem Torpedo vergleichbar durch die graugrüne Materie des sich ihm entgegenstemmenden Wassers. Erst langsam, dann rascher und rascher. Fünf Minuten später jagte er mit 22 Seemeilen Geschwindigkeit der Riviera entlang nach Südwesten.

Mr. Devil befiehlt.

Professor Sander erhob sich taumelnd aus seiner Hängematte und schlurfte gebückt zu einem der Stühle, um mit dem Kopf nicht an der niedrigen Decke anzustoßen. Es war eine kleine Kabine, die ihr Licht von der Decke aus einer vielkerzigen Birne empfing.

Der Professor hatte ein Gesicht wie Kalk, als habe er grüne Zwetschgen gegessen. Diese Leichenfarbe war nicht allein die Folge der grellen Beleuchtung, sondern auch der überstandenen Seekrankheit. Wenn man ihn gefragt hätte, wie lange er nun schon in diesem dürftig möblierten, käfigähnlichen Raume hauste, ob zwei, vier oder sechs Tage — er hätte keine Antwort gewußt. Jede Zeitrechnung, jede Orientierung war ihm entglitten. Seine Uhr fehlte. Seit es ihm ein wenig besser war, brachte ihm ein Schwarzer dann und wann zu essen. Suppe, einen Pframpf von Konserven, Brot und Wasser. Es war ihm gleichgültig.

Seine Nerven waren in einer Verfassung, als sei er tagelang von einer Granate verschüttet gewesen. Er konnte kaum mehr zusammenhängend denken. Manchmal weinte er wie ein Kind, ohne Sinn und Hemmungen. Alles zehrte und zerrte an ihm: die Krankheit, der freudlose Raum, die Einsamkeit, die ewiggleiche, stupide Beleuchtung und all die ungelösten Fragen aus Vergangenheit und Zukunft. Sein Zustand war ein Gemisch von Apathie und melancholischer Depression. Zuweilen hatte er den Gedanken: wenn nur ein Kind käme, mit dem man spielen könnte.

Die Türe ging.

Sander wendete nicht einmal den Kopf. Es wird der grinsende Nigger sein, der das Essen bringt — dachte er. Aber es war nicht der Neger. Es war Mr. Devil, der die Tür schloß und sich wortlos gegenüber dem Professor auf das kleine Sofa setzte.

Peter fuhr zusammen, als er seinen Peiniger erkannte, und grübelte, wie lange er den Yankee nicht mehr gesehen habe.

Der Amerikaner betastete Peter mit seinen kalten, grauen Augen. Er suchte ihn ab wie ein Insekt eine Hautstelle, bevor er den Stechrüssel einbohrt. Je mehr er suchte, desto schmaler wurden die giftigen Schlitze, zu denen er seine Lider verengte. Zuweilen schien es, als träufle flüssiges Metall aus ihnen. So schillerte die Iris . . . Schließlich sagte er mit einer Stimme, die den Raum ganz auszufüllen schien:

„Da haben Sie Ihre Uhr wieder! Ich bin kein Leichenfledderer. Und da ist Papier und eine Füllfeder. Ich gebe Ihnen 10 Stunden Zeit, genau 10 Stunden. Bis dahin werden Sie folgendes aus dem Gedächtnis niederschreiben:

1. die vollständige, chemische Strukturformel Ihres Vitalins,

2. den genauen Gang der Darstellung Ihrer Entdeckung, angefangen von der tierischen Keimdrüse bis zur gebrauchsfertigen Ampulle, einschließlich der Haltbarmachung des Extraktes,

3. eine Tabelle der von Ihnen angestellten Versuche mit den jeweiligen Resultaten.

Ich wiederhole . . . . ."

Peter beugte unter dieser machtvollen Stimme den Kopf. Es war aussichtslos, ihrem Willen entrinnen zu wollen. Es gab nur ein Gehorchen, auch wenn man darüber zugrunde ging.

Die Kabinentür fauchte wieder ins Schloß wie eine gutfunktionierende Geldschranktüre. Peter war allein.

Er strich sich eine Haarsträhne aus der Stirne, die von Schweiß überronnen war. Es kam ihm vor, als blute sein Kopf aus ebensoviel Löchern, als der andere Worte hineingehämmert hatte. Er schauderte, wenn er an die Augen des Yankees dachte, in denen die Wildheit von drei Tigern eingefangen schien. Sein Hinterkopf tickte wie ein Kilowattstundenzähler. Mechanisch blickte Peter auf die Uhr, die vor ihm auf dem Tische lag. Es war viertel über 10 Uhr. „Um 8 Uhr 15 muß ich fertig sein," schoß es ihm durch den Kopf.

Dann setzte er sich zurecht und begann zu schreiben . . . immerzu . . . je mehr er schrieb, desto klarer wurde sein Schädel. Das Ticken im Hinterhaupt hatte mit dem ersten Federstrich aufgehört; die schmerzhaften Sensationen verschwanden, sobald er gehorchte.

Er füllte Bogen um Bogen. Die Buchstaben rasten ihm nur so aus der Feder, schräge, etwa zittrige Buchstaben, die sich wie gehetzte Tiere in wütender Eile zu Gruppen und Grüppchen zusammenfanden, zu Wörtern . . . . .

Als der kleine Zeiger seiner Uhr auf der 8 kniete, begann Peter das letzte Experiment mit der Verjüngung eines 16jährigen Hammelgreises niederzuschreiben, der nach einer Serie von Vitalininjektionen ein munterer Hammeljüngling geworden war. Seit einer Stunde schrieb Peter mit der

vollen Faust, da sein rechter Zeigefinger unbrauchbar war und in klonischen Krämpfen zuckte.

Um 8 Uhr 14 Minuten tat er den letzten Strich und setzte einen Punkt dahinter, groß wie eine Fliege.

Dann brach er vor Erschöpfung auf seinem Stuhl zusammen.

Der Physiologieprofessor Dr. Sander hatte eine Arbeit, zu der er für gewöhnlich drei Tage gebraucht hätte, in knapp 10 Stunden bewältigt, ohne zu essen, ohne zu schlafen und ohne durch irgendeinen Nebengedanken abgelenkt zu sein — wie eine Denkmaschine sozusagen, die ihren Antrieb von dem Willen eines anderen empfängt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte der Dampfschiffe.

Von der „Savannah" bis zur „Europa" und „Bremen".

Von N. Galkin.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1838 herrschte große Aufregung im Hafen von Newyork. Unzählige Menschenmassen hatten sich versammelt und warteten auf die Ankunft der englischen Dampfer „Great Western" und „Sirius", die zum ersten mal eine Fahrt über den Atlantik mit Passagieren gewagt hatten. Allerdings hatte bereits vor 20 Jahren ein in Newyork gebauter Dampfer „Savannah" den Ozean überquert, aber ohne Passagiere; denn niemand hätte sich damals getraut, einem Dampfer sein Leben anzuvertrauen. Man betrachtete den Dampf noch ausschließlich als Hilfskraft. Die Frage, über die sich die Sachverständigen stritten, war, ob ein Dampfer genügend Brennstoff für die Atlantik-Fahrt mit sich führen könnte. Als die beiden Überseedampfer am Horizont sichtbar wurden, brach die Menge in Jubelrufe aus. Ein Wunder war geschehen. Der Jubel war vielleicht noch größer als der Freudentaumel bei der glücklichen Ankunft des ersten Übersee-Zeppelins im Oktober 1924. Zwei Jahre nach dem ersten Versuch mit Passagieren wurde die Cunard-Linie gegründet, und ein regelmäßiger Dampfschiff-Verkehr zwischen den Kontinenten war Wirklichkeit geworden.

Die ersten Versuche mit Dampfern lagen ziemlich weit zurück. Bereits im Jahre 1802 gelang es dem schottischen Bankier Miller in Edinbourgh, ein Doppelboot zu erbauen, dessen Schraube mit Handkraft in Bewegung gesetzt wurde. Dem Rate eines Freundes folgend, setzte er später an Stelle der primitiven Handkraft eine Dampfmaschine, die auf einem Boot angebracht war, während der Dampfkessel sich merkwürdigerweise im zweiten Boot befand. Die Schraube war zwischen beiden Booten angebracht. Der Versuch erwies sich aber als nicht glücklich. Dem Engländer Henry Bell, den man allgemein als den Vater des Dampfers betrachtet, kostete es nicht wenig Mühe, die englische Admiralität von der Bedeutung der Dampfkraft zu überzeugen. Obwohl die hohen Lords der Admiralität der Meinung waren, daß „der Dampf für die Navigation im offenen Meer vollständig wertlos sei", verlor Bell nicht das Interesse für sein Lebenswerk. Im Jahre 1812 erbaute er das erste Dampfschiff, das auf dem Clydefluß sich gut behaupten konnte. Fünf Jahre später unternahm der Dampfer „Caledonia" die erste Dampfreise zwischen England und dem Kontinent. An eine Ozeanfahrt wagte man trotzdem immer noch nicht zu denken. Der englische Naturwissenschaftler Dr. Lardner verneinte die Möglichkeit eines Dampfverkehrs nach Übersee mit merkwürdigen Begründungen. Der Golfstrom war nach seiner Meinung das erste große Hindernis. Außerdem waren die Wetterverhältnisse angeblich ungünstig für Dampfer. Führte ein Schiff eine Dampfmaschine an Bord, so bestand die Gefahr eines Feuerbrandes. Die Heizer könnten ihren Kopf nicht frei von Schweiß halten, was ihr Auffassungsvermögen negativ beeinflussen würde, hieß es weiter. Zum Schluß seiner Erklärung versicherte Lardner, daß man sich leichter vorstellen könne, mit Hilfe von Flügeln den Mond zu erreichen, als eine Dampferreise zwischen England und Amerika auszuführen!

Es war der „Savannah" beschieden, diese Behauptungen umzuwerfen. Dieses historische Fahrzeug, das allerdings ein Übergangstyp war, verließ im März 1819 Newyork und führte die Fahrt nach England glücklich aus. Für den 20. Mai wurde die erste Dampferfahrt über den Atlantik angesetzt. Die Reederei, die den Mut hatte, diese kühne Tat zu wagen, versprach den Passagieren, die sich anmelden würden, eine Prämie. Jedoch fiel es niemandem ein, „sein Leben auf diese Weise zu riskieren". Vor allem fürchtete man, daß die Kessel explodieren könnten. Ohne einen einzigen Passagier fuhr die „Savannah" am 20. Mai von Newyork ab. Einige Tage später erzählte der Kapitän eines amerikanischen Segelschiffes, das inzwischen in Newyork angekommen war, daß er auf hoher See ein rauchendes Schiff getroffen hätte. Er dachte, daß an Bord Feuer ausgebrochen wäre, und wunderte sich, daß das Schiff ruhig weiterfuhr, während aus seinem Schornstein Rauch blies und Funken sprühten. Am 16. Juni wurde die „Savannah" vor dem Kap Clear an der irländischen Küste gesichtet und als ein „Fahrzeug in Brand" gemeldet.

Die englische Kanalflotte, die vor Cork lag, entsandte einen Kutter zur Rettung der Mannschaft. Zum größten Erstaunen des Kapitäns war alles wohl an Bord. Als die „Savannah" im Hafen von Liverpool anlaufen wollte, verweigerte der Kommandant eines englischen Kriegsschiffes die Landung mit der Begründung, daß er einem Amerikaner nicht erlauben könne, mit Feuer und Rauch die englischen Gewässer zu verpesten. Der amerikanische Kapitän befahl daraufhin, die Dampfspritze in Bewegung zu setzen. Als die Engländer die ihnen unbekannte Maschine sahen, wurden sie von Schreck erfaßt und segelten so schnell wie möglich davon. Der englische Kapitän trug in sein Logbuch ein: „Ich habe niemals solche Maschine gesehen und dachte, eine mir unbekannte Kriegswaffe, die uns Gefahr drohte, vor Augen zu haben." Als die „Savannah" endlich im Hafen von Liverpool anlegen konnte, wurde sie mit begeisterten Hurrarufen einer ungeheuren Menschenmenge begrüßt. Die Hafenbehörden waren aber sehr mißtrauisch. Es hatte sich irgendwie das Gerücht verbreitet, daß an Bord des Schiffes das „korsische Ungeheuer", der immer noch in England gefürchtete Napoleon, sich befand. Das Gerücht entbehrte selbstverständlich jeder Grundlage. Die glückliche Ankunft der „Savannah" wirkte allerdings auf manche Skeptiker in England überzeugend, zumal man sich erinnerte, daß kein Geringerer als der englische Seeheld Lord Nelson, der Sieger von Trafalgar, sich einmal in folgenden Worten über die Nützlichkeit des Dampfers geäußert hatte: „Wenn wir uns keine Dampfflotte bauen wollen, so werden es andere Nationen machen und uns zuvorkommen."

Als „Savannah" nach Newyork zurück kam, wurden trotz des geplanten Versuches ihre Maschinen herausgenommen, und das Schiff verwandelte sich wieder in einen Segler. Erst 20 Jahre später wurde der zweite Versuch mit „Great Western" und „Sirius" unternommen. Nun aber war der Bann endgültig gebrochen. Das erste Dampfschiff der Cunard-Linie „Royal William" hatte Platz für 60 Passagiere und versah den Post- und Frachtverkehr zwischen England und Amerika. Im Jahre 1841 wurde in England eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „British Queen" gegründet, die sich einen 2400 Tonnen-Dampfer bauen ließ. Im Jahre 1857 wurde das erste große Schiff für den Überseeverkehr gebaut, der brühmte „Great Eastern", ein nach damaligen Begriffen riesiger Dampfer, der 207 Meter lang, 25 Meter breit war und 27 000 Tonnen Wasser verdrängte. Der Dampfer konnte die ungeheure Zahl von 3000 Passagieren aufnehmen. Das Schiff schien aber vom Unglück verfolgt zu sein. Sein Konstrukteur, Ingenieur Brunell, starb am Vorabend der ersten Fahrt, was man als böses Zeichen deutete. Während der Probefahrt explodierte ein Kessel, wobei 10 Mann ums Leben kamen. Bei der ersten Fahrt über den Ozean starb der Kapitän an einem Herzschlag. Sonst war die Fahrt glücklich verlaufen. Bei der zweiten Ozeanfahrt stieß der Dampfer auf ein Riff, während der dritten erlitt die Steuereinrichtung eine Havarie, so daß das Schiff drei Tage lang auf dem Atlantik herumtrieb. Der Dampfer, der jetzt den Ruf eines Unglücksschiffes hatte, wurde zu einem Kabel-Dampfer umgebaut. Das erste Kabel, das das Schiff legte, versank. „Great Eastern" wurde zu einem Kohlenfahrzeug degradiert und wurde zuletzt als ein schwimmender Hafen benutzt.

Berliner Bilder.

Von A. Ribert.

Ein Ausländer kommt nach Berlin, will sich einige Sachen kaufen. Zuerst ein Paar Schuhe, dann einen Schirm. Er spricht ganz gut deutsch und weiß allerlei. Aber daß die beiden größten Schuhfirmen Stiller und Leiser heißen und Kaputh eine Stadt hinter Potsdam ist, weiß er nicht.

Er geht also auf einen Schutzmann los.

„Wo bekomme ich ein Paar Schuhe?"

„Stiller!"

(Flüsternd) „Wo bekomme ich ein Paar Schuhe?"

„Stiller!!"

(Ganz leise) „Wo bekomme ich ein Paar Schuhe?"

„Stiller!!!" brüllt der Beamte.

Da wendet sich der Mann achselzuckend an den nächsten Wachtmeister:

„Wo bekomme ich ein Paar Schuhe?"

„Leiser!"

(Flüsternd) „Wo bekomme ich ein Paar Schuhe?"

„Leiser!!"
(Ganz still) „Wo bekomme ich ein Paar Schuhe?"
„Leiser!!!" brüllt der Beamte.
Na, denkt er, wenn ich keine Auskunft bekomme, gehe ich einmal ins Warenhaus, mir einen Schirm zu kaufen. Fragt dort den Rayonchef:
„Wo bekomme ich einen Schirm!"
„Ersten Stock!"
„Warum soll ich mir erst einen Stock kaufen? Ich denke nicht daran. Ich fahre überhaupt nach Potsdam, wenn es in Berlin nichts zu holen gibt. Geht auf den Bahnsteig, liest staunend:
„Züge nach Potsdam—Kaputh."
Und reist schleunigst nach Luckenwalde.

*

Die Witwe des Justizrats Paul Müller, Frau Anna Müller, ist in ihrem ganzen Bekanntenkreise als „Frau Justizrat" seit 30 Jahren bekannt und steht daher auch als „Müller, Anna, Frau Justizrat", im Adreß- und Telephonbuche. Seit dem Tode ihres Mannes. Auf einmal bekommt die Post seltsame Anwandlungen, und teilt ihr mit, daß künftighin das Wort „Justizrat" gestrichen werde, da dieser Titel nicht persönlich erworben sei, und daß in Zukunft im Telephonbuch zu stehen habe: „Müller, Frau, Anna." Jetzt werden ihre Bekannten keine Not mehr haben, ihre Telephonnummer zu finden, denn „Frau Anna Müller" gibt es nur vierzehnmal im hiesigen Telephonbuche.

*

An irgendeiner Straßenkreuzung hat sich über Nacht aus unbekannten Gründen ungeheurer Verkehr entwickelt. Jemand, dem es auffällt, daß kein Schupo die Arme wagerecht schwingt, rennt zum Revier und meldet: „Großverkehr! Schleunige Hilfe nötig, da sonst Menschenleben in Gefahr sind." Aber da kommt er schön an.
„Das geht Sie gar nichts an, kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten."
Aber am nächsten Morgen standen zwei Beamte an der Ecke und regelten den Verkehr. So sind die Berliner, sie sehen alles ein, aber schimpfen müssen sie vorher.

*

Die auf offener Straße angebrachten Telephonautomaten sind eine sehr praktische Sache, aber daß sie keine durchsichtigen Fenster haben, ist doch sehr verkehrt. Neulich geht kurz vor 7 Uhr eine Dame in die Zelle, telephoniert zehn Minuten, kann, als sie fertig ist, nicht mehr heraus, fällt um, wird ohnmächtig und erst am anderen Morgen aus ihrer qualvollen Lage erlöst.
Warum? Weil der Wächter, ohne sich davon zu überzeugen, ob sich jemand in der Zelle befinde, pünktlich um 7 Uhr abgeschlossen hatte. Und so ein Ding hat schalldichte Wände.

*

Hier ist es an Sonntagen verboten, dem die Postämter aufsuchenden Publikum mehr als zehn Marken pro Nase zu verkaufen. Die Behörde nennt das „in kleinen Mengen" und fühlt sich glücklich dabei. Gestern brauchte ich dreißig Marken. Sauste zur Post. Klopfte. Der Schalter ging auf.
„Bitte zehn zu 15 Pfennige."
Der Beamte kassierte 1 Mark 50 Pfennige. Klappte den Schalter zu. Ich klopfte wieder. Der Schalter ging auf.
„Bitte zehn zu 15 Pfennige."
Er kassierte 1 Mark 50 Pfennige. Klappte den Schulter zu. Ich klopfte nochmals. Der Schalter ging auf.
„Noch zehn zu 15 Pfennige?" fragte er.
Ich zahlte 1 Mark 50 Pfennige. Und ging befriedigt nach Hause.

Ich sage nichts mehr!

Humoreske von Ludwig Waldau.

Nein, nein, ich sage keinen Ton mehr; ich enthalte mich jeder Äußerung und wenn es mir das Herz abdrückt! Heutzutage wissen ja die „lieben" Mitmenschen zartes Mitgefühl, guten Rat und Hilfe nicht mehr zu schätzen. Es ist wirklich besser, man hält den Mund und kümmert sich um sonst etwas, bloß nicht um die Angelegenheit anderer. Natürlich war ich nicht immer dieser Meinung, und „edel, hilfreich und gut" zu sein, war für mich Richtschnur meines Erdenwallens. In diese Goethesche Richtschnur habe ich mich aber öfter derart verfitzt, daß ich elend stolperte und gerade auf das gefallen bin (bildlich natürlich!), was ich hätte halten sollen, auf den — Mund!

So stehe ich beispielsweise eines Tages auf der hinteren Plattform der Elektrischen. Der Wagen hält. Man drängt hinauf, hinein. Eine ältere Frau erklimmt schwerfällig die Stufen. Ein junger Mann faßt hilfsbereit zu. Trotzdem kommt die Frau ins Stolpern — und fällt. Da geht mein zartfühlendes Herz mit mir durch, und ich schnauze den jungen Mann an: „So was von Ungeschick! Hätten Sie richtig zugegriffen, so wäre die Dame nicht hingestürzt!" Da krabbelt die Frau sich wütend hoch, und faucht: „Was geht Sie denn das an? Kümmern Sie sich doch um sonst etwas! Ich brauche überhaupt keine Hilfe! Ohne Hilfe wäre ich sicher nicht gefallen!" So, nun hatte ich es. Alles um mich herum griente höhnisch. Nur der Schaffner war auf meiner Seite. Väterlich wohlwollend, meinte er: „Nur nich 'neinmischen! Immer de Gusche halt'n! Das is viel richtiger. Ich weeß Bescheed!"

Ein andermal kam es noch besser. Ich war eingeladen. Abends. Große Gesellschaft! Nach der Tafel setzte sich eine junge Dame an den Flügel, und verzapfte Musik. Es war, gelinde gesagt, zum Heulen! Da stellt sich ein älterer Herr neben mich, und spricht: „Was sagen Sie dazu?!" — „Was ich dazu sage? Na — offen und ehrlich —, diesen Nachtisch zu servieren, ist allerhand! Da kann ja das Essen unmöglich bekommen!" Der alte Herr quittierte darauf mit eisigem Schweigen, und ließ mich stehen. Hinterher erfuhr ich, daß es der Gastgeber gewesen war, und daß die Flügelbearbeiterin seine Tochter sei. Ich bin nie mehr dort eingeladen worden.

Auf dem Nachhausewege von dort aber — es war spätnachts — erhielt ich die kräftigste Lektion. Ich ging die nachtstille, fast menschenleere Ostra-Allee entlang. Da sehe ich schon von weitem unter einer Bogenlampe ein Grüppchen Menschen um etwas herumstehen, und als ich näherkomme, erkenne ich, daß einige wenige Nachtbummler einem regelrechten Boxkampf zuschauen, den zwei junge Kerle da miteinander ausfechten. Eben erwischt der eine einen Schwinger ins Gesicht, daß es nur so klatschte. Er taumelt zurück, brüllt vor Schmerz auf, und hält sich das getroffene Auge. „Na, haste nu bald genug?" höhnt sein Gegner. — „Nee!" keucht der Getroffene voll Wut, „es geht weiter, du Hund!", und dringt auf den anderen ein. Bums! Bruch! Krach! hagelt es wieder auf ihn ein, und ein mächtiger Kinnhaken schmettert ihn zu Boden. „Na, nu langt's woll, du Affe?" höhnt wieder der Stärkere. Aber ehe der am Boden ein Wort herausbringen kann, stürze ich vor. Das war doch unerhört! „Wollen Sie gleich den Menschen in Ruhe lassen, Sie Rohling, Sie?!" fahre ich den Sieger an. „Das ist doch unglaublich! — Wo ist denn die Polizei?!?" — Weiter kam ich nicht. Der Geschlagene war aufgesprungen, packte mich an der Gurgel und schon hatte ich eine kleben, daß mir Hören und Sehen verging. „Wat denn! Wat denn! Wat fällt dir denn in, wat! Misch' dir in sonstwas, du Pooffe! Wir tragen hier ehrlich eene kleene Meenungsverschiedenheet aus, und da mischt du dir 'rin?!? — Ick werde dir helfen, du Rotzneese!" Und klitsch-klatsch! prasselten nur so die Ohrfeigen auf mich nieder, und was das Schönste war, alles rief: „Bravo, gib ihm! Aber feste! Was hat der Dussel sich hier 'reinzumengen! Feste, Gustav!" Und Gustav ließ es nicht fehlen: ich erhielt eine „Abreibung", wie ich sie mir intensiver nicht wünschen konnte.

Seit jener Nacht bin ich ein anderer geworden. Ich sage nichts mehr! Mag um mich herum vorgehen, was da will. Und wenn die Erde untergeht, ich schweige!



Bunte Chronik



* **Die längste und die höchste Autostraße.** Die längste mit einer festen Wegedecke versehene Autostraße der Welt ist wahrscheinlich der Parcific Hiphway, der sich auf eine Entfernung von 2400 Kilometer ausdehnt, von Vancouver (Britisch-Columbien) an der Küste des Stillen Ozeans vorbei bis zur mexikanischen Grenze. Die höchste Autostraße der Welt befindet sich natürlich ebenfalls in den Vereinigten Staaten. Sie geht über den Pikes Peak in Colorado und führt über eine Höhe von 4300 Meter.

Lustige Rundschau



* **Das Rätsel.** Anni erzählt Witze. Ihrer Freundin. Fragt unter anderem: „Was ist das: es hat vier Füße, vorn einen Kopf, hinten einen Schwanz, läuft auf der Straße und macht wauwau?" Ratet die Freundin: „Ein Hund." Sagt Anni enttäuscht: „Geh', das hast du schon gekannt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg